

Lesen & Hören

GELD

VON DIRK PILZ



Geld ist ein Maß und keine Ware

Wie es zur weltweiten Finanzkrise kommen konnte? Weil sich alles ums Geld dreht, sagt der britische Anlageberater, Journalist und Wirtschaftswissenschaftler Felix Martin. Aber das ist nicht das Problem, sondern unser Verständnis vom Geld: Es ist schlichtweg falsch. Denn Geld nehmen wir als Ware, dabei war es einst aus guten Gründen lediglich ein Maß für wirtschaftliches Handeln und das Aufnehmen von Krediten, um Handelsbeziehungen zu ermöglichen. Seit dem 18. Jahrhundert aber hat sich ein Warenverständnis des Geldes durchgesetzt, das uns erst in die Finanzkrise bringen konnte. Sagt Martin und schlussfolgert entsprechend, dass nur eine „sachgerechte Restrukturierung des Geld- und Bankwesens“ aus der Krise führen kann. Das bleibt in seinem Buch eine löchrig begründete Behauptung, dafür aber liefert es eine erhellende, überraschungsreiche Geschichte des Geldes, die auf der westpazifischen Insel Yap im 19. Jahrhundert beginnt und in die Gegenwart führt.

Felix Martin: Geld, die wahre Geschichte. Über den blinden Fleck des Kapitalismus Aus dem Englischen von Thorsten Schmidt. DVA, München 2014, 427 S., 22,99 Euro.



Der Markt hat Moral

Geldkritik, Kapitalismuskritik. Das ist natürlich nicht neu. Das kapitalistische Marktverhalten wird kritisiert, seit es in Erscheinung trat – und es wurde immer auch schon verteidigt. Schwer zu sagen, ob es in Sachen Markt und Moral Fortschritte gibt. Eher scheint es, dass die auch heute noch üblichen Argumente für und wider eine marktwirtschaftliche Gesellschaft immer wieder vergessen und immer wieder entdeckt werden. Auch entdeckt werden müssen. Das lässt sich hervorragend an diesem Sammelband studieren, der zentrale Texte von Adam Smith bis Karl Marx und Rosa Luxemburg, von Hegel und Amartya Sen bündelt. Daneben auch wichtige Aufsätze, die hierzulande weniger bekannt sind, von dem US-amerikanischen Ökonomen und Aktivisten Michael Albert oder dem Soziologen Eric Olin Wright etwa. Vielleicht muss auch in Kapitalismus- und Marktfragen das Rad nicht immerfort neu erfunden werden? Vielleicht hilft das Studium der Geschichte doch?

Lisa Herzog und Axel Honneth (Hrsg.): Der Wert des Marktes. Ein ökonomisch-philosophischer Diskurs vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart Suhrkamp, Berlin 2014, 670 S., 25 Euro.



Von der Waffe zum Werkzeug

Man kann etwas tun! Aber Theorie allein hilft auch nicht, sagt Christian Felber, einer der prominenten Globalisierungskritiker derzeit. Man muss etwas tun – und man kann etwas tun. Wir alle können an der „demokratischen Weiterentwicklung der Geldordnung“ mitwirken, was für ihn zugleich heißt, die Demokratie selbst weiterzuentwickeln. Das vor allem brauche es, meint Felber, weil nur so das Geld „von der Waffe zum Werkzeug werden“ könne. Er schlägt deshalb die Einberufung von Geldkonventen vor, in der alle geldrelevanten Fragen, auch die theoretischen, vom Souverän, also vom Volk, verhandelt werden. Er denkt dabei zunächst an kleine, lokale Konvente, die sich zu größeren, am Ende womöglich globalen zusammenschließen. Sein Buch begründet ausführlich, warum es gerade solche Konvente braucht, und es zeigt detailliert, wie man sie auf den Weg bringt. Auch ein ausführlicher Fragenkatalog ist dem Buch beigegeben. Für Felber ist damit alles beisammen, was es für die Umwälzung der Geldordnung bedarf. Man muss es nur umsetzen.

Christian Felber: Geld. Die neuen Spielregeln Zsolnay, Wien 2014, 303 S., 18,90 Euro.

Die Welt in Scherben

Madeleine Thien erzählt von den Spuren der Roten Khmer in den Überlebenden

VON SUSANNE LENZ

Dieses Buch handelt von der Brüchigkeit des Menschen. Davon, auf welch unsicherem Grund er steht, wie fragil sein Wesen ist. Eine Mutter hat ihren Sohn geschlagen. Er hat blaue Flecke im Gesicht. Die Mutter, Janie mit Namen, hat nun Angst vor sich selbst. Davor, dass es wieder geschieht, dass ihre „eigenen Hände sie verspotten“. Dieses Buch handelt von Überlebenden der Schreckensherrschaft Pol Pots in Kambodscha, von den Spuren, die diese Zeit in ihnen hinterlassen hat, von der Unmöglichkeit, sich von dem Erlebten zu befreien. Der Roman der Kanadierin Madeleine Thien, geboren 1974 als Tochter malaiisch-chinesischer Einwanderer, spielt in Kanada und Kambodscha. Sie verschränkt darin die Geschichten von Menschen, die ihrer Vergangenheit nicht entkommen, die aber auch nicht mit ihr leben können. Madeleine Thien erzählt mit leiser Intensität, mit großer, zarter Ausdruckskraft. Es quält einen, dieses Buch zu lesen.

Janie ist zehn, als die Roten Khmer in Phnom Penh einmarschieren. Ihren kambodschanischen Namen erfährt man nicht. Den Vater lassen die neuen Machthaber verschwinden, Janie wird zusammen mit ihrem Bruder Spoham und ihrer Mutter aufs Land getrieben. Sie graben Kanäle, sie arbeiten auf den Reisfeldern, sie haben zu wenig zu essen. Ihre Mutter ist die Erste, die sich verliert. Es ist der Hunger. Sie stirbt langsam. Aber davor wird sie verrückt.

Sopham machen die Roten Khmer zu einem Gefängniswärter, später führt er Verhöre durch. Er heißt jetzt Rithy. Viele bekommen andere Namen in dieser Zeit, sie sollen ihr altes Sein hinter sich lassen. Familienangehörige werden versprengt. Niemand soll sich an etwas festhalten, auf etwas verlassen können. „Lass los“, raten die Roten Khmer. Reinheit nennen sie den Zustand, der so erreicht werden soll. Ein Mädchen führt Tagebuch, wird erwischt. Die Bauernjungen in der Uniform der Roten Khmer, die sie töten, können nicht lesen. Doch sie verstehen instinktiv, dass sie diese Art der Selbstvergewisserung nicht zulassen können.

„Die Verwüstung schreitet immer nach innen voran, bis in die letzten hohen Räume“, denkt Janie. Irgendwann haben selbst die Gedanken keinen Rückzugsort mehr.

Janie kann fliehen, sie gelangt nach Kanada. Madeleine Thien war ein Kind, als die kambodschanischen Flüchtlinge kamen, sie erinnert sich. Janie wird Hirnforscherin. Einer ihrer Lehrer an der Universität ist der Japaner Hiroji. Sein Bruder James ist in Kambodscha verschwunden. Er hatte für das Rote Kreuz gearbeitet. Als Hirnforscher beschäftigen sich Janie und Hiroji mit der Bedeutung des Gehirns für die Wahr-

nehmung seiner selbst, für das, was man das Wesen nennt, vielleicht die Seele. In der kambodschanischen Sprache gibt es dafür das Wort pralung. Das pralung ist flüchtig, weiß man dort. Einem Kind werden nach der Geburt Fäden um das Handgelenk geschlungen, um seine Seele an den Körper zu binden. Schon eine laut zugeschlagene Tür kann sie verschrecken, ein glänzender Gegenstand sie wegwolken. In der westlichen Welt hat man für solche Fälle die Namen von Krankheiten gefunden. Asomatognosie beschreibt den Zustand eines Menschen, dem die Fähigkeit abhanden gekommen ist, den Körper zu spüren. Hiroji hat eine Patientin, deren eine Gehirnhälfte schrumpft, die andere dagegen wuchert. Sie verlernt das Sprechen, malt aber wunderbare Bilder. Seinen Studenten erzählt er von einem Offizier, für den nach einer Kopfverletzung die Welt in Scherben zerfallen ist.

Das Wort vom Trauma fällt nie. Doch Madeleine Thien beschreibt, wie dieses sich auswirkt. In der Medizin heißt es Dissoziation, wenn das Gehirn einen vor überwältigenden Gefühlen schützen will, die sich in das Leben nicht integrieren lassen, wie sich Erinnerungen abspalten und als Flashbacks unerwartet wieder hervorschießen. Nachdem sie Kiri geschlagen hat, versucht Janie zu vermeiden, mit ihrem Sohn allein zu sein. Der läuft ihr hinterher. „Von überallher kam mit großem Getöse Wasser auf mich zu. (...) meine Gedanken passen nicht mehr zusammen. Ich sah Gestalten näher kommen.“ Sie erhebt wieder die Hand gegen das Kind, die Roten Khmer üben viele Jahre nach dem Ende ihrer Herrschaft in einer Küche in Montreal ihre zerstörerische Macht aus.

Hiroji und Janie fahren schließlich nach Kambodscha. Hiroji findet seinen Bruder James. Und doch auch nicht, denn er heißt jetzt Kwan. Der Mensch, der einst James war, hat diesen aufgeben. Die Roten Khmer haben James' geliebte Frau getötet, seinen neugeborenen Sohn. Der Schmerz war unerträglich, also gibt es James nicht mehr.

Janie erinnert sich daran, was ihre Mutter ihr einmal erzählt hat: dass die Menschen nicht als Einzelne zur Welt gekommen sind. „Von Anfang an beherbergten wir viele Leben in uns, versuchten wir, sie bis zum Ende in uns zu tragen.“ Janie versteht erst jetzt, was das für sie bedeuten könnte. „Wie viele Leben können wir zurückerobern und zusammenfügen?“, fragt sie sich. Sie begreift, dass sie genau das tun muss. Nichts vergessen, sondern alles in sich bewahren: das Flüchtlingsmädchen, das Kind, die Mutter, die Erwachsene. Sein dürfen, die sie war und die sie geworden ist.

Madeleine Thien: Flüchtige Seelen Übersetzt von Almuth Carstens. Luchterhand, München 2014. 256 S., 19,99 Euro.



Sie nannten sich altes Volk – Kämpfer der Khmer Rouge in einem Lager in den Kardamom-Bergen Kambodschas.

Gesichter aus Fukushima

Nina Jäckle schreibt in „Der lange Atem“ von der Verwüstung der Seelen durch den Tsunami

VON CORNELIA GEISSLER

Phantombildzeichner ist der Mann. Er weiß, wie ein Gesicht aufgebaut ist, was die Form eines Schädels bestimmt, welche Knochen über Eigenheiten entscheiden. Er kann einen Menschen zeichnen, ohne ihn gesehen zu haben. Der Tsunami von Fukushima hat sein Berufsbild grundsätzlich geändert. Skizzierte er früher Verbrecher, gibt er nun entstellten Menschen wieder ein normales Gesicht.

In Nina Jäckles Roman „Der lange Atem“ bündelt sich die Erinnerung an das Seebeben vom 11. März 2011 auf seinem Arbeitstisch. Es ist, als würde die Autorin die Lupe des Zeichners nehmen, um die Verwüstungen des Landes und der Seelen in diesem Brennglas zusammenzuführen. Er zeichnet, vergleicht, erinnert sich, radiiert, dringt immer neu in das Wesen vor. Die Idee, nicht identifizierte Opfer ansehlich für die Hinterbliebenen zu machen, leuchtet ein: „So wird es ihnen zumutbar, so können sie auf meine Zeichnungen zeigen, auf gezeichnete, unversehrte Gesichter, ja,

können sie dann sagen, ja, das ist sie, ja, er ist es.“

Der Erzähler, lieber möchte man den Mann einen Berichtenden nennen, spricht in kargen, kaum emotional gefärbten Sätzen. „Das Angebot an frischem Fisch ist dürftig“, oder: „Eingestürzte Häuser sind ein seltsamer Anblick.“ Er gibt dabei auch wieder, was andere ihm mitteilen über den Verlust, die vergiftete Erde, die leere Schule. Nina Jäckle, deren Sprache so präzise ist, dass sie nüchtern wirkt, bringt durch den Blick des Phantombildzeichners das Leid der Menschen ohne Ausschmückung zum Leser. „Im Grunde ist es unnötig geworden, nach jemandes Befinden zu fragen.“ Verwüstung und Vergiftung begleiten die Schicksale. Sie werden aneinandergefügt wie später die Zeichnungen an der Wand. So gefasst, wie man die Menschen in den Fernsehbildern aus Japan sieht, so still und ruhig kommt dieser Roman über die Katastrophe daher.

Der Tsunami hat auch das Verhältnis des Zeichners zu seiner Frau verändert, die er nur „meine Frau“ nennt. Sie wohnen wie die anderen obdachlos

gewordenen im Containerhaus, ihre Möbel, ihre Fotos, alles ist weg. Ihr ist seine Arbeit unheimlich. Eine andere, „eine junge Frau“ dagegen, kommt oft in seinen Arbeitsraum, beobachtet ihn, spricht mit ihm. Sie möchte, dass er ihren verschwundenen Bruder zeichnet, ohne dass das Foto seiner entstellten Leiche vor ihm liegt.

Einen Namen gibt die Autorin auch dem Zeichner nicht – im Kontrast zu dem, was seine Arbeit intendiert, wenn sie das Benennen der Unbekannten ermöglicht. Einen Namen trägt nur das Nachbarmädchen Aoko, das oft bei dem kinderlosen Paar zu Besuch war, sich von dem Zeichner Bilder wünschte, Delfine, Spinnen und Vögel. Mehrfach kehrt der Zeichner erzählend zu ihr zurück, dabei verstärkt sich die Stimmung der Hoffnungslosigkeit. Jäckles Roman handelt vom Unglück des Überlebens. Aoko, die gerade schwimmen gelernt hatte, wurde von der Welle geholt. „Das Meer atmete aus, und dann atmete es tief wieder ein.“

Nina Jäckle: Der lange Atem Klöpfer & Meyer, Tübingen 2014. 172 S., 19 Euro.

LEISETRETER

VON HARALD JÄHNER

Verlorenes Zuhause

Der Frontmann und Gründer der Eels, Mark Oliver Everett, hat Grund zu anhaltend schlechter Stimmung. Mit elf Jahren fand er seinen Vater, einen berühmten Quantenphysiker und depressiven Trinker, tot im Bett. Seine Mutter starb nach langem Leiden an Krebs, seine Schwester beging Selbstmord, und seine Cousine saß im September 2001 als Stewardess in dem Flugzeug, das bei dem Terroranschlag ins Pentagon flog. Bei all dem Leid muss man sagen, dass Everett erstaunlich robust und produktiv geblieben ist. „The Cautionary Tales of Mark Oliver Everett“ ist seine elfte Platte. Leise sind sie alle (wenn auch gestört von gelegentlichen, abrupten Krachgewittern), diese aber ist die mit Abstand leiseste. Gewitterlos. Wieder sind die Texte düster, ist die Stimmung dubios, und wieder kontrastiert hartnäckige Melancholie mit einer trotzigem Spieluhrfröhlichkeit, die etwas schön Gespenstisches hat. Everett steht nunmehr ganz im Vordergrund, wie der Titel des Albums schon klar macht. In der Luxusedition gibt es eine Bonus-CD dazu, in der der Trauerbegomane ein paar Mal ganz solo zu hören ist – diese Zugabe ist fast noch besser als das Hauptwerk. In einer kurzen Ansprache an den Hörer („lean back and listen“) verspricht Everett darin weiter wunderschöne und lebensverbessernde Songs. Und das sind sie wahrhaftig! Angefangen von der Ballade „Parallels“ voller unbefolgbarer Ratschläge, zu denen der inzwischen 65-jährige Gast Rick Wakeman die Kirchenorgel spielt, bis zu dem einigermaßen

zuversichtlichen, aber bitter-schönen „Where I'm Going“ – lauter schwarz funkelnde Kleinodien.



Eels: The Cautionary Tales of Mark Oliver Everett (E-Works/PIAS Coop/RTD)

Vorhandenes Zuhause

So verloren das Zuhause von Mark Oliver Everett, so vorhanden ist das von Ben Harper. Der 45-jährige Sänger und Gitarrist nahm sein neues Album zusammen mit seiner Mutter Ellen auf! Ellen Harper betrieb viele Jahrzehnte lang das Folk Music Center in Claremont in Kalifornien, das ihre Eltern 1958 gegründet hatten. Ben Harper steht also in einer langen Musiker- und Musikkennertadition, die er mit 18 Alben und drei gewonnenen Grammys krönt – aber nicht hinter sich lässt. Harper ist absolut „down to earth“ – in einem Video auf Youtube kann man Mutter und Sohn bei der pädagogischen Arbeit mit hochkonzentrierten kalifornischen Kindern erleben, denen die musikalischen Wurzeln der Region näher gebracht werden sollen. Alles an dem Album „Childhood Home“ ist häuslich, angefangen beim Cover, das eines jener uramerikanischen Holzhäuser zeigt, eingeschnitten, angenehm verwohnt und mit nichts als Landschaft Drumherum. „Ein Haus ist ein Heim, selbst wenn Geister drin wohnen“, singen Mama und Sohn, „ein Haus ist ein Heim, selbst wenn wir auf und davon sind und du ganz allein darin wohnst.“ Man spürt, die zwei mühen sich trefflich, die Idylle etwas zu vergiften und ein paar bittere Tropfen in das Country-Gebräu zu tropfen. Aber die süßlichen Standards der Folklore triumphieren schunkelnd über die gar nicht so seltenen textlichen Dissonanzen. Wenn Mutter und Sohn schließlich gemeinsam „born to love you“ säuseln, immer im Kreis um die familiäre Schicksalsgemeinschaft herum, beginnt die Sache reichlich klebrig zu werden – trotz einiger starker Songs.



Ben & Ellen Harper: Childhood Home (Universal)

Nasses Zuhause

Auch der norwegische Pianist Tord Gustavsen ist ein überzeugter Leisetreter. Und mehr als das. Bisweilen hat man das Gefühl, die Stille zwischen den Tönen sei ihm das Wichtigste. Als mache er Musik nur, um das Nichts zu ehren, in die am Ende der letzte Ton versinken wird. Das Tord Gustavsen Quartett spielt einen Kammerjazz, wie er seit Jahrzehnten vom Münchener Label ECM gepflegt wird – ein Genre, gegen das Jazzpuristen traditionell viel einzuwenden haben. Aber angesichts der überwältigenden Schönheit dieser gleichsam arktischen Klangräume des norwegischen Quartetts verstummen alle Bedenken. Aus einer meditativen Klangfläche aus denkbar unpathetischen Tönen, bei denen einem tatsächlich immer ein graues Nordmeer in den Sinn kommt, erhebt sich hier und da ein handfester Choral wie ein Buckelwal. Gleich taucht er wieder ab und gießt seinen Blast in die gute Stube: Das ist stiller, majestätischer Jazz der eiskalten Art. Es ist Musik, die auf einem tristen Meer Illusionen von warmen, gleißenden Reflexen schafft und damit tatsächlich die Seele wärmt, viel mehr als die herzensguten Gesänge von Ben Harper und seiner warmerzigen Mutter. Dazu sind diese Spaziergänge durch die Stille noch klug, sparsam und unaufdringlich; keine Sekunde wird gesulzt, kein Ton zu viel angeschlagen. Das schon die Nerven und nicht nur das. Es massiert sie, liebkost sie und versöhnt mit Nässe und Kälte, mit der Stille und dem Nichts.



Tord Gustavsen Quartett: Extended Circle (ECM)